

## **Predigt an Misericordias Domini am 04.05.35 „Eine Hörde und ein Hörde“**

Das Schöne am fränkischen Dialekt ist, dass er Hartes weich machen kann. Ein harter Konsonant wie T wird zum D. Oder das K wird zum G. Und das P wird zum B. Und wenn dann noch das rollende R die weichen Laute umwogt, ist man am Ende über die Bedeutung mancher Worte nicht mehr ganz sicher. Aber das macht nichts.

In fränkischen Dorfkirchen ist die größte linguistische Herausforderung an Weihnachten stets der Satz: „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden.“ Wenn man nicht genau hinhört, wird das im Fränkischen zu einem Satz, in dem dreimal das Wort „Hörden“ vorkommt: „Die Hörden bei den Hörden hüdedn die Hörden.“ Das nimmt im Grunde schon unser Evangelium voraus, worin es heißt: „Und es wird eine Hörde und ein Hörde werden.“ Alles ist eins.

Aber das stimmt natürlich nicht. Gerade Herde und Hirte sind ja grundunterschieden, weshalb dieses Sprachbild genauso anziehend, wie auch abstoßend sein kann. Anziehend ist es, weil eine tiefe kindliche Sehnsucht in uns nach dem sucht, der nach *uns* sucht. Nach dem, der uns in Sicherheit bringt, der unsere seelischen und körperlichen Wunden verbindet, der das Schwache in uns stärkt und das Starke behütet. Es ist eine uralte Sehnsucht, so wie wir sie aus dem Buch des Propheten Hesekeil schon vernehmen.

Schwer macht das Hirtenbild hingegen der Gedanke, sich als willenloses Schaf herumführen zu lassen. „Schlafschaf“ ist das entsprechende Wort im öffentlichen Diskurs, wenn es darum geht, jemanden als unkritisch, brav und angepasst zu beschimpfen. Man stellt sich ein Schaf als dummes Herdentier vor, das über keine eigene Persönlichkeit verfügt oder zumindest nicht über eine eigene persönliche Meinung.

Schon als Kind habe ich das Gegenteil erlebt. Auf einer Wiese in der Nähe meines Heimatortes gab es damals eine große Schafherde. Ich beobachtete die Schafherde vom Zaun aus. Irgendwann löste sich ein Schaf aus der Herde und kam vorsichtig zu mir. Ich sprach es an und hatte dabei das Gefühl, das Schaf verstand genau, was ich meinte. So beschloss ich, ihm einen Namen zu geben und nannte es „Andrea“. Warum auch immer. Wahrscheinlich merkte sich das Schaf den Klang des Namens und den Klang meiner Stimme. Jedenfalls kam es fortan immer als einziges Schaf an den Zaun gelaufen, wenn wir mit dem Fahrrad unterwegs waren und ich über das Feld hinweg „Andrea“ rief. Uns verband eine innige Freundschaft.

Schafe sind nicht so dumm, wie man ihnen nachsagt. Sie haben einen Wissensschatz, den sie ständig erweitern, zum Beispiel über Heilpflanzen, die ihnen Beschwerden lindern. Sie können sich bis zu 50 verschiedene Gesichter merken und vor allem die Stimme ihrer Lieblingsmenschen genau erkennen. Wenn vier Schafherden nachts durcheinander gemischt werden, dann brauchen sich am Morgen ihre Hirten nur jeweils in jeder Himmelsrichtung außen hinstellen und rufen. Die Schafe erkennen die Stimme ihres Hirten und entwirren sich ganz von selbst. Es dauert nur eine kurze Weile, dann ist jedes Schaf bei seinem Hirten. Hörde und Hörde sind eins. Das weiß man im Fränkischen schon seit jeher.

Dieser Gedanke hilft, wenn ich mir eine christliche Herde und Jesus als Hirten vorstelle. Wenn Jesus sagt: Ich bin der gute Hirte, dann betont er vor allem seine innige Verbindung und seine Hingabe für jedes einzelne Individuum. Er kennt jede von uns beim Namen. Er will nicht, dass wir aufgehen in der Herde, dass wir unser Selbst verleugnen, sondern, dass jede sie selbst ist. Jesus hat das vorgelebt: er hat das Ich der Menschen gestärkt, indem er sich ihnen hin- und zugewendet hat. Nicht das Ego, sondern das Ich blühte auf.

Egoisten haben eher das Gefühl, ihr verletztes oder schwaches Ich auf Kosten anderer zu stärken. Sie nehmen keine Rücksicht auf deren Lebensraum und die Bedürfnisse. Sie zerstören Gemeinschaft. Die Ich-Starke hingegen baut Gemeinschaft, baut die Herde auf. Sie weiß um ihren Selbst-Wert und kann andere selbst wert schätzen.

Das Hirtenbild engt nicht ein, sondern es weitet. Der Hirte macht das Gatter auf und führt seine Herde hinaus auf die Weide. Oder ins Weide... Hier kommt uns das Fränkische wieder zu Hilfe. Denn durch den heiteren Tausch von D und T hat die Weide zwei Bedeutungen. Man kann sie genauso gut auch als die „Weite“ verstehen. Und damit ist die Weide, auf der sich die Schafe bewegen, gleichzeitig die innere Weite für mein Herz. Gott tut sie mir auf – er weitet und öffnet mich für die Schönheit und das Geheimnis dieser Welt. Christus will mich frei, gerade weil er mit mir verbunden ist, weil er in mir das tiefste Vertrauen geweckt hat, weil er für mich sorgt. Weil er mich sucht, wenn ich mir verloren gegangen bin in Verzweiflung über mich selbst. Weil er mich nach Hause bringt. Die Verbindung zu ihm macht mich frei, die zu sein, die ich bin. Er stellt meine Füße auf Weide-Raum.

Und hier auf dem freien Feld, wird mir schnell bewusst, wie gut es ist, nicht allein zu sein, die anderen zu haben. Wie schnell wird man doch zur Beute. In den Diktaturen der letzten hundert Jahren, da waren die Wölfe noch klar zu identifizieren. Da war der Wolf noch an seiner Uniform erkennbar, an seinem brutalen Vernichtungswillen, an dem Blut, was tatsächlich und vor aller Augen vergossen wurde. Da trieb der Wolf Menschenherden vor sich her und erschoss jeden, der nicht mehr weitergehen konnte. Da konnte man sich den Hirten, der für seine Schafe stirbt, noch real vor Augen führen. Mutige Glaubenszeugen wie Janusz Korczak oder Sophie Scholl oder Dietrich Bonhoeffer haben ihn uns vorgelebt.

Doch wo sind die Wölfe der Gegenwart? Kann man sie noch ganz konkreten Menschen und Menschengruppen zuordnen? Manchmal hilft eine dreijährige Untersuchung des Verfassungsschutzes, um Klarheit zu bringen. Aber die Wölfe, die Menschen einsam und herdenlos machen, die sind heute uneindeutiger. Sie sind schon in der Herde drin, und treiben sie unbemerkt auseinander. Die um sich greifende Ökonomisierung belauert uns. Sie flüstert uns zu: „Du bist, was Du tust. Du bist Dein Erfolg.“ Der nagende Vergleich umkreist uns und redet uns ein: „Die anderen habens besser als Du.“ Die Verflachung des Denkens hält sich geduckt und lockt uns mit bunten Filmchen: „Bleib an der Oberfläche. Geh den Dingen nicht auf den Grund.“ Die Angst vor Verlust, die Furcht vor dem Anderen spaltet die Herden und unterscheidet in schwarze und weiße Schafe. Es geht ganz schleichend, dass wir vereinzelt werden, dass wir getrennt werden von Herde und Hirte. Das ist der gesellschaftliche Zustand, auf den wir zugehen. Das ist der Zustand der christlichen Gemeinden, den wir bereits erleben. Die Kirchen werden leerer.

Gerade vor zwei Tagen analysierte Jürgen Kaube in der FAZ schmerzhaft die letzte Kirchliche Mitgliederuntersuchung und schreibt dazu folgendes: „Religion ohne Gemeinschaft und ohne Ritual? Reicht wirklich ein Achselzucken, wenn sich der Anteil der täglich betenden Katholiken in den vergangenen zwanzig Jahren halbiert hat und die Zahl der nie betenden Katholiken um zehn Prozent angestiegen ist? (von den Protestanten ganz zu schweigen) Es fällt schwer, sich eine Religion vorzustellen, die ihr Fundament in der Innerlichkeit schöner Gefühle oder im *Etwasistum* findet.“ Das ist eine schöne Wortneuschöpfung von ihm, die er aus dem Niederländischen *ietsimus* ableitet: „*Etwasistum* bezeichnet den Glauben derjenigen, denen Gott in seinen bekannten Formen nichts sagt, die keiner Konfession angehören und keine religiösen Rituale praktizieren, die aber meinen, dass da über uns doch etwas sei, nach dem Tod gewiss noch etwas komme. Im *Etwasistum* ist also das, woran geglaubt wird, sehr unbestimmt und maximal verdünnt.“

Der Franke würde fragen: „Brauchs des?“ Macht sich christlicher Glaube damit nicht selbst ersetzbar und überflüssig? Im Zeitungsartikel vermutet Jürgen Kaube, dass weder Kirchenreformen diese schleichende Entwöhnung vom Glauben aufhalten werden, noch Kundenorientierung, bei der sich die Kirche immer mehr zu einem Dienstleistungsunternehmen macht. Das Problem sei nicht die angemessene Organisation des Glaubens, sondern dieser selbst.

Oder konstruktiv gesagt: Die einzige Chance ist der lebendige Glaube. Dieses verrückte Vertrauen an eine unsichtbare, wirkmächtige Gegenwart, an ein großes Du, das mich meint. Diese tragende Verbindung, die jede einzelne Schwester von euch zu Gott hat und die euch und uns untereinander zu einer kleinen Herde macht. Da ereignet sich an einem Sonntagmorgen plötzlich das, was Franken meinen, wenn sie sagen: „Hörde und Hörde sind eins.“

Amen – so sei es!